



Nummer

Freitag,

159.

4. Juli 1817.

Waterlandsliebe.

Der Goldburch und der Fanatismus trugen
Ihr blutiges Panier mit Mörderhand
Hin in die neue Welt, und ihre Sklaven schlugen
Manch Volk in Ketten, das sie nie gekannt.
Reck in die Hauptstadt Mexiko's gekommen,
Mit ehrfurchtsvollem Staunen aufgenommen,
Bergossen schamlos sie auch hier der Unschuld Blut.
Für Waterland und Freiheit stritt der Muth
Der schändlich hintergangnen tief empörten Bürger,
Und viele sanken der entmenschten Bürger:
Doch ach! das ungerechte Glück
Ward treulos, wie so oft, der guten Sache;
Die Wüthriche, sie warfen bald das schwache,
Betäubte, leicht zerstreute Volk zurück.
Da sammelten auf hohem Tempeldache
Die Edelsten der Mexikaner sich,
Und Alle schwuren feierlich:
Den Tempel eh'r mit ihrem Blut zu färben,
Als tief verworfnen Sklavenstand
Auf ihre Enkel zu vererben. —
Von wilder grausenvoller Wuth entbrannt,
Das blut'ge Schwert gezückt zu neuem Morde,
Ersürmte jetzt die freche Räuberhorde
Des Tempels Zinne; — und ein Kampf begann,
Vor dem, wer noch die Menschheit nicht getödtet
In seiner Brust, vor dem der bessere Mann
Im Namen jener Mörderhand' erröthet.

Die Unschuld fiel, o Nemesis! es siegte
Die blutbespritzte Räuberschaar.

Jetzt nahte schüchtern sich ein Jünglingspaar
Dem fremden Hauptmann, und voll Demuth schmiegte
Vor ihm sich's hin, bat flehend um sein Leben;
Er winkt Erhörung; plötzlich aber heben
Sie zum Geländer ihn, und ha! schon schweben
Sie drüben in der Luft, um ihn
Mit in gewissen Tod zu ziehn.

Wer mag den Rathschluß des Geschicks ergründen?
Die Braven sollten ihren Tod nur finden;
Der Spanier, ein Mann voll Kraft, entriß
Sich ihren Armen. —

Dichte Finsterniß
Umnachtet ihr Geschlecht, wie ihre Namen.
Die Nero, die Domitian' entkamen
Und die Pizarro's der Vergessenheit:
Wo Tell's und Herrmann's große Namen flammen,
Mit denen sie von gleichem Adel stammen,
Da sollte die Geschicht', auf Einem Blatt beisammen,
Genannt sie haben der Unsterblichkeit.

G. J. Schlachter.

Sibirische Briefe.

(Fortsetzung.)

XI.

Fedor an Iwan.

Tombuctu, den 6. Febr. 1820.

Ich habe Wunderdinge gesehn. Mehr als Tho-
mas Morus, der Canzlar, in seinem Utopien sah;

mehr als Swift's Gulliver auf seinen Reisen fand; mehr als Knigge seinem Benjamin Noldmann am Hofe des großen Regus zeigte; mehr als Sintenis im Lande Trakimor entdeckte; mehr als Holbergs Niels Klimm im Herzen der Erde anstaunte, wo die Bäume vernünftiger sprachen, als ihre Gegensüßler, die Menschen auf der Oberwelt! Ich habe mehr gesehn.

Glaubst Du es nun, lieber Iwan, daß ich die Kunst verstehe, Deine Aufmerksamkeit zu spannen? Hierauf kommt ja in der Literatur Alles an. Die Ankündigungen, das ist die Sache! Ob man gelesen wird, darauf beruht wenig; wenn nur jeder erfährt und staunt: da ist wieder Einer, der gelesen seyn will und soll! Dadurch kommt endlich doch der Name in Umlauf, sammt dem Titel, und wer das Buch nicht zum Lesen erhalten kann, denkt Wunder, welche Schätze darin zu finden seyen.

Habe Geduld mit mir, mein gefälliger Freund! Ich will Dir alles erzählen. Nur denke nicht dabei an Swift, Holberg und Knigge! Doch ich kann mir die Sache leicht machen. Ich darf Dir nur aus der hiesigen Abendzeitung, oder aus den Dritthalbtausend Foliobänden der hiesigen Akademie der Wissenschaften auszugsweise mittheilen, was die Wisbegierde unserer Tungusen gewiß reizen und beschäftigen wird.

Vor den Uebersetzer-Sünden ist mir so wenig bange, als den Franzosen, denen es wohl zuweilen begegnet, daß sie einen griechischen Schriftsteller aus einer englischen Uebersetzung in das Französische übertragen, oder, wie der gute Fontenelle, theokritische Schäfer sprechen lassen, als ob sie ihre Lämmer eine Zeitlang im Palais Royal geweidet hätten!

Doch ich muß eine kleine Einleitung vorausschicken.

In Tombuctu sind zwei Sprachen in Gebrauch; eben so wie in Habesch, Burnu und Houssa: die Bücher- und Urkundensprache, welche Tigre oder Geez heißt, und die dem Arabischen nahe verwandt ist, aber ein ganz davon abweichendes Alphabet hat; und die ancharische, oder die Volkssprache.

Ich finde diese Einrichtung vortrefflich. Man sollte sie in Europa einführen. Wie gut wäre es für die Diplomatie des Schwertes, wenn die Urkunden, und wie erspriesslich für die Amtsführung der Inquisition, wenn die Bücher in ihrer Sprache so etwas vom Arabischen, und in ihren Schriftzügen so etwas vom Chinesischen an sich hätten! Dann hörte mit einem Male das Geschrei über Censur und Presszwang auf. Hier ist keins von diesen beiden Gedan-

kengittern vorhanden. Man denkt nicht daran, der Denk- und Schreibfreiheit einen Kappzaum anzulegen, oder zwischen der Schule und dem Leben, zwischen der Theorie und der Praxis eine chinesische Mauer von Censuredicten und Katalogen verbotener Bücher aufzuführen.

Was die Gelehrten zu Tombuctu im Geez denken und schreiben, sey es auch noch so toll oder vernünftig, das erfährt natürlich kein Mensch, der nicht in ihrer Bücher- und Buchstabenwelt zu Hause ist. Der große Haufe ist, trinkt und schläft, bezahlt Steuern und gehorcht auf gut ancharisch, heute wie gestern, und morgen wie heute. Die Geez- oder Tigre-Literatur bleibt daher dem bürgerlichen Leben am Toliba so fremd, wie uns die Literatur der Mondsprache, oder wie die des Sirius, von der uns Voltaire in der Reise des Mikromegas auf die Erde, ein Probchen mitgetheilt hat.

Das Alphabet des Geez ist für die Augen, die nicht sehen sollen, eine Hieroglyphe aus Sesostris verschollenem Zeitalter, und die Gelehrten, die Systembauer, die Ideenschöpfer, die philosophischen Weltzimmerleute, welche bei uns das eiserne Thor des löblichen Herkommens, wie das bleierne des trägen Schlendrians, aus seinen Angeln heben wollen, wandeln hier mitten unter dem Volke frank und frei herum, so wenig beachtet und begriffen, als die gelehrtesten Taubstummen aus des Abbé Sicard metaphysischer Gehör-Schule, unter den Badauds von Paris. Dafür gibt es unter ihnen selbst einen desto größern Lärm. Sie zanken mit einander und annihiliren sich gegenseitig, oder werfen mit Eselsköpfen um sich herum, so gut wie in Europa. Das macht nun den übrigen Leuten, am allermeisten denen bei Hofe, die nichts von ihrem Abracadabra verstehen, sehr vielen Spaß. Das Treiben und Schreiben, das Schreiben und Dräuen in der Gelehrtenrepublik im Negerlande ist in den Augen der Sultane von Tombuctu, Houssa, Burun und Habesch, und ihrer Sklaven nichts anderes als eine Judenschule, in der man vor lauter Geplärre kein Wort vernimmt.

Nun sage selbst, lieber Iwan, ist dieß alles nicht vortrefflich? Welche Angst hat nicht in Europa die hohe und niedere Polizei, zumal die geheime, vor dem Unfuge, den die Schriftsteller treiben? Dort in Rom und Madrid, erregt oft ein winziges Büchlein, ein Spitzwort in der Zeitung, ein Ratheder-Einfall Furcht und Schrecken, als ob der Himmel das durch einfallen könnte! Ja, Bücher, die aus der Fremde

kommen, müssen an der Grenze Quarantäne halten, als ob sie Peststoff enthielten, und werden aus großer Fürsorge zuletzt noch beschnitten und beräuchert, daß man sie kaum wieder erkennt.

Hier zu Lande würde man über die komischen Dinger nur lachen.

„Aber, höre ich Dich fragen, wer liest denn Bücher in Tombuctu, wenn keiner, der nicht Gelehrter, oder so gut wie ausgebürgert ist, das Gees versteht?“

Wundre Dich nicht darüber, lieber Iwan, das geht sehr natürlich zu. Das Lesen ist hier Sache des Luxus. Die feine Welt, und Du weißt schon, was dieß heißt, — man ist hier am Joliba um so feiner, je dickleibiger man ist; eine Dame, die vor Umfang kaum gehen kann, gilt für die schönste und fäschionableste, — die feine Welt also sieht hier das Lesen als eine kostbare Kurzweil an. Da man sehr dick ist, so liebt man nicht zu gehn; und doch will man Bewegung haben. Darum ist das Lesen nur Sache der Vornehmen und Reichen, wie etwa in London die große Oper, oder in Handelsstädten ein Maskenball. Freilich hört man in den feinen Zirkeln kein anderes Wort als die Landessprache, Ancharisch, und der elegante Neger versteht keine Sylbe Gees; allein dafür ist gesorgt. Jedes Haus von gutem Ton hat nämlich einen Gelehrten als Dolmetscher und Vorleser in Sold, wie etwa bei uns einen Hausarzt. Der ließt beim Les- und Wisang-Frühstück, oder wenn die Gäste von einer Antelopen-Pastete schmausen, oder in Honigwein sich berauschen, dem versammelten Zirkel auf Ancharisch vor, was etwa die Abendzeitung von Tombuctu, oder die Akademie der Wissenschaften in der Tigresprache geschrieben hat. Siegfried von Lindenberg konnte bei seinem Ludimagister, Bartholomäus Schwalbe, wenn er ihm die Avisen vorlas, nicht mehr aufhorchen, oder jener Sultan bei Schehezeradens Märchen weniger gähnen, als es hier der Fall ist. Oft wird ein großer Kreis auf ein Lesefest gebeten: dann sieht man beisammen, was nur Tombuctu an dicken, geistvollen Herren und Frauen besitzt. In der Uebersetzung aber nehmen sich die erhabenen Bilder des Tigre gewöhnlich sehr drollig aus; auch treibt wohl der Schalk von Vorleser sein Spiel damit, wie Blumauer mit der Aeneis: da hört man denn oft in den Lesesälen, wenn ein Idealist über Politik ancharisch spricht, ein schallendes Gelächter, wie von den homerischen Göttern. Je fecker der Schriftsteller abspricht, desto schnackischer finden die Zuhörer seine Einfälle. Unsrer Weltstürmenden Kraft-

und Dranggenies, die in Europa auf die Festung kommen, würden dort als geniale Lustigmacher hochgefeiert werden. Ja, es geschieht, daß Tombuctuer Aerzte ihren schwarzblütigen Kranken zehn bis zwölf philosophisch-politische Lese-Sitzungen verschreiben, um durch das Diaphragma der Milz beizukommen. Je toller der Schwärmer, desto willkommener ist er. Predigt er vollends National- und Menschenrechte, so will man sich halb todt lachen. Kurz, die Neger befinden sich bei ihrer Literatur recht wohl, und die gelehrten Vorleser oft noch besser.

Doch, ich komme vor lauter Bewunderung der Tombuctuschen Pressfreiheit nicht zur Sache selbst. In meinem nächsten also, lieber Iwan, erhältst Du die versprochenen Auszüge. Ganz der Deinige.

F e d o r.

(Die Fortsetzung folgt.)

P a l i n d r o m.

Aufgewachsen in der Erde
Biet' ich leck're Speise dar,
Ob ich gleich oft beisend werde
Liebt man jetzt doch offenbar
Dieß in Schriften und in Speisen,
Und ob ich schon still und schlicht,
Wird nach mir doch wohl geheissen
Was den Frieden unterbricht.

Wollt ihr rückwärts mich betrachten,
Müssen oft, ach! hinter mir
Lieberglühte Herzen schmachten,
Zügl' ich wilde Raubbegier,
Dien' ich eifersücht'gen Gatten,
Oder bin im Garten auch
Stützpunkt für willkommenen Schatten
Bei der glühen Lüfte Hauch.

Nun, gebraucht mich nach Belieben,
Vor- und rückwärts, wie ihr wollt,
Ob ich so und so geschrieben
Wird mein Dienst euch stets gezollt:
Doch ist dieß nicht allzu selten,
Denn wohl vieles in der Welt
Kann für klug alsdann erst gelten,
Wenn man auf den Kopf es stellt.

L h. H e l l.

Auflösung des Räthfels in No. 158.

R a g e l.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Hamburg, den 10. Juni 1817.

Auf unserer Bühne ist jetzt ein wahrer Gastrol-
len-Wechsel. Die erste fremde Erscheinung war Frau
von Busch vom Frankfurter National-Theater. Sie
gab folgende Rollen: Agnes im Mann im Feuer;
Pauline im Lustspiel: Das getheilte Herz; Baro-
nin in der Beichte; Irene im Kamaleon; Baro-
nin Holmbach in stille Wasser sind tief; Nett-
chen im Landhaus an der Heerstraße; Elise von
Walberg; Chatinka im Mädchen von Marien-
burg; Grethe im Vorsatz von Holbein (Benefiz);
Baronin Freyling im Rehbock; Professorin
im verbannten Amor; Justizräthin im Shawl;
Caroline v. Hellstern in: Die Organe des Ge-
hirns; Rosamunde im Abällino; Pauline im
grünen Domino; Natalie in den Corsen. Die
erste Vorstellung war sehr schwach besucht, denn Juma
hatte die Trompete vorher nicht ertönen lassen; allein
die liebliche Künstlerin schuf sich bald einen Ruf bei
uns durch die Entfaltung ihres schönen Talentes zu-
mal für das Lustspiel. Frau v. Busch, obgleich nicht
mehr in der Jahre Blüthe, gewährt von der Bühne
eine überaus anmuthige Erscheinung. Dazu gesellt
sich ein heiteres, von aller Befangenheit entblößtes
Spiel und ein überaus wohlthätiges Organ. Gewiß,
herrliche Requisiten für das Lustspiel, welche die höch-
sten Wirkungen hervorbringen mußten, wenn sie vom
eigentlichen Studium unterstützt würden; aber gerade
das tiefere Auffassen der Charaktere, als Basis für
feinere Nuancirungen und künstlerische Abstufungen
vermißt man in der Darstellungsart dieser Künstlerin
fast durchaus. Das augenblickliche Gefühl leitet sie
oft sehr sicher, und ihr Spiel hat Momente, die wahr-
haft hinreißend sind, allein gerade diese zerstreuten
Einzelheiten machen den Zufall sichtbar, der sie er-
zeugte. Zu den sehr gelungenen Rollen zähle ich die
Justizräthin im Shawl, das Bauermädchen
im Vorsatz, Caroline in den Organen des Gehirns
und, gegen die allgemeine Erwartung, Rosamun-
de im Abällino. Der Beifall, dessen diese Künstlerin
sich erfreute, war in den meisten Rollen (diejenigen
nicht ausgenommen, welche auf dem Prüfstein der
Kritik die rechte Farbe nicht gaben) ungetheilt, und
mehreremale wurde sie am Ende der Vorstellung ge-
rufen. Mad. Heinemann gab die Oberhof-
meisterin in Elise v. Walberg, die Großmama
im Stücke gleiches Namens von Kozebue, und Frau
Brummer in der bösen Nachbarin, mit vieler Ein-
sicht. Ein etwas fremdartiger Dialekt und ein ge-
waltfames Hervorstossen der Worte schienen den Bei-
fall des Publikums bei den Leistungen dieser Künst-
lerin etwas zu beeinträchtigen.

Unmittelbar auf diese Gäste folgten Mad. Ja-

(Der Beschluß folgt.)

gemann und Herr Stromeyer von Weimar.
Hrn. Stromeyer haben wir bereits vor 5 Jahren
auf unserer Bühne als Gast begrüßt, und das Wie-
dererscheinen dieses trefflichen Sängers war allen
Kunstverehrern überaus erfreulich. Mad. Jage-
mann, welche ein lange bewährter Ruf als vorzüg-
liche Künstlerin ankündigte, erregte nicht minder die
schönsten Erwartungen. Beide Künstler erschienen
zuerst am 3. Juni in Kamilla von Pär. Mad.
Jagemann als Kamilla war groß im Spiel und
Gesang! Das erstere war meisterhaft berechnet und
trefflich ausgeführt, und die Kunst ihres Gesanges
strahlte um so mehr hervor, als ihre Stimme nicht
mehr jene Jugendfrische, noch jenen Umfang des Ton-
gebietes hat, welche die Natur so mancher Sängerin
leider! als einen todten Schatz anvertraute. Mit
beschränkten Mitteln zeigt hier echte Kunst, wie sie
den Troß der Natur zu besiegen vermag. Es läßt
sich nichts Geschmackvolleres denken, als den Schmuck,
mit welchen diese große Tonkünstlerin den Vortrag
ihrer Arien und besonders der Recitativen ausschmückt,
jede Verzierung ist ein Product der echten Schule und
des geläutertsten Geschmacks. Was übrigens unserer
Künstlerin an Stimmenhöhe abgeht, ersetzt sich
schön durch die Vorzüglichkeit ihrer Mittelstöne.
Die Darstellung der Kamilla entzückte alle Anwe-
sende in einem hohen Grade, und wurde mit begei-
stertem Beifall belohnt. Trefflich wurde, was den
Gesang betrifft, Mad. Jagemann von Hrn. Stro-
meyer, der den Herzog gab, unterstützt. Es ist ja
bekannt, wie dieser Sänger an Schönheit des Tones,
so wie am Umfang, von keinem jetzt lebenden Bassi-
sten übertroffen wird; auch die Meisterschaft in der
schönen Verbindung der Höhe und Tiefe, d. h. in
den Uebergängen von den höchsten Tongebieten in die
tieferen und so umgekehrt, besitzt dieser Künstler in
einem seltenen Grade. Was man aber an seinem
schönen Gesange dennoch sehr vermißt ist eine gewisse
Lebendigkeit, eine gewisse Energie des To-
nes. Zwar kann eine gewisse Milde des Tones mit
dem Charakter der Bassstimme sehr wohl in Ueberein-
stimmung gebracht werden; aber eigentliche Weichheit
oder vielmehr Kraftlosigkeit ist durchaus gegen das
Eigenthümliche dieser Stimme. Auch in der
Kunst des Gesanges, in der Art vorzutragen hat Hr.
Stromeyer das Höchste noch nicht erreicht, es fehlt
seinen Verzierungen die Mannigfaltigkeit, welche z.
B. den Vortrag, der Mad. Jagemann so sehr belebt;
viel, sehr viel ersetzt dieser glückliche Sänger jedoch
durch seine unvergleichlich schöne Stimme, durch den
hinreißenden Schmelz seiner Töne. Die Zweigesänge
zwischen ihm und Kamilla ließen auch von seiner
Seite nichts zu wünschen übrig. Der lauteste Bei-
fall schallte ihm schon bei seinem ersten Auftreten
entgegen.

Ankündigungen.

Nachricht für Theater-Directionen.

Der Unterzeichnete hat eine freie Uebersetzung des neuesten
Piccard'schen Lustspiels: Le Capitaine Belroude, unter dem
Titel: Die Brautwahl, vollendet. Das Original ist in
Paris am 4. März dieses Jahres zum erstenmal gegeben und
in Zeit von zwei Monaten dreißigmal mit außerordentlichem

Beifall wiederholt worden. Directionen, die das Manuscript
zu haben wünschen, belieben sich in frankirten Briefen zu
wenden an

Lembert,

Königl. Würt. Hofschauspieler,

so wie an die Redaction der Abendzeitung.